

Dante deutsch

Die deutsche Dante-Rezeption im 20. Jahrhundert
in Literatur, Philosophie, Künsten und Medien



**Jahrbuch für Internationale Germanistik
Reihe A – Band 114**

Dante deutsch

Jahrbuch
für
Internationale Germanistik

Reihe A • Kongressberichte
Band 114



PETER LANG

Bern • Berlin • Bruxelles • Frankfurt am Main • New York • Oxford • Wien

Dante deutsch

Die deutsche Dante-Rezeption im 20. Jahrhundert
in Literatur, Philosophie, Künsten und Medien

Herausgegeben von
Michael Dallapiazza und Annette Simonis



PETER LANG

Bern • Berlin • Bruxelles • Frankfurt am Main • New York • Oxford • Wien

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISSN 0171-8320 br.
ISBN 978-3-0343-1331-5 br.

ISSN 2235-7076 eBook
ISBN 978-3-0351-0629-9 eBook

© Peter Lang AG, Internationaler Verlag der Wissenschaften, Bern 2013
Hochfeldstrasse 32, CH-3012 Bern
info@peterlang.com, www.peterlang.com, www.peterlang.net

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Hungary

Inhalt

Vorwort	
Michael Dallapiazza / Annette Simonis	7
„Ein Traum von einer schmalen Lorbeerkrone“. Zur Dante-Rezeption bei Thomas Mann und Hugo von Hofmannsthal Annette Simonis	11
„lebe ich noch immer und schon wieder“. Franz Werfels Roman <i>Stern der Ungeborenen</i> Michael Dallapiazza	31
Kontrafakturen: Arno Schmidts Göttliche Komödien Robert K. Weninger	45
Dante und Peter Weiss: Das ketzerische Paradies der Literatur Maria Elisa Montironi	63
„Wie wird man Erinnerungen los?“ – Die <i>Göttliche Komödie</i> und Günter Grass' Roman <i>Hundejahre</i> Corinna Ott	75
„Der schweigende Dante“. Auf Alighieris Spuren im Werk Durs Grünbeins Francesca Bravi	89
Primo Levis <i>Se questo è un uomo</i> sowie <i>I sommersi e i salvati</i> im Vergleich zu Dante Alighieris <i>Divina Commedia</i> – Ein erweiterter Vergleich Kirsten Iden	105
„Après une lecture de Dante“ Dante-Vertonungen deutscher Komponisten im XX. Jahrhundert Michael Schwarte	121
Dantes <i>Divina Commedia</i> als Graphic Novel. Seymour Chwasts kurzweilige Dante-Adaption im Comic Laura Muth / Annette Simonis	129

Dante im isländischen Supermarkt	
Michael Dallapiazza	147
Abstracts und Keywords	155
Register	159

Kontrafakturen: Arno Schmidts Göttliche Komödien

Robert K. Weninger

I

Arno Schmidt wäre nicht Arno Schmidt, wenn er bei seinen Lesern nicht anecken wollte. Er war ein Meister der Provokation. Nichts liebte er mehr als Leser egal welchen Couleurs vor den Kopf zu stoßen, in seinem Frühwerk vor allem Konservative und Gläubige, in seinem Spätwerk sogar auch seine liberalen und linken Anhänger. In seiner Essayistik und Funkessayistik über deutschsprachige und angelsächsische Autoren war solch gezielte Irritation sein Metier. Paradebeispiele sind seine Funkessays und Aufsätze über Goethe, Stifter, Karl May, Edgar Allan Poe und James Joyce. May und Poe widmete er sogar ganze Bücher in Form des Großessays *Sitara und der Weg dorthin* von 1963 und seines literarischen magnum opus *Zettels Traum* von 1970.

Sowohl Schmidts Essayistik als auch seine Werke spiegeln laut Heiko Postma, einem der frühesten Schmidt-Forscher, seinen „zuweilen elitären Kulturpessimismus“ und seinen „weltanschaulichen Agnostizismus“ (Postma 1975, 18 und 34). Überschriften wie „Dichtung oder Provokation“ (Karl Schumann, 1958), „Rebell & Topograph“ (Richard Wolf, 1958), „Ein notwendiges Ärgernis“ (Karlheinz Schauder, 1962, ähnlich Fritz Kölling, 1961), „Der Solipsist in der Heide“ (Helmut Heißenbüttel, 1961), „Außenseiter oder Mittelpunkt?“ (Jörg Drews, 1963), „Der militante Eremit“ (Wilfried von Bredow, 1970), „Vom Prosaprotest zur Privatprosa“ (Bert Blumental, 1980) und „Der unheimliche Einsiedler“ (Hans Bertram Bock, 1973) – alles Titel von frühen Rezensionen oder Sekundärliteratur – summieren stichpunktartig Schmidts Wesen und Entwicklung von einer spätextpressionistischen Protestprosa zum gigantesken Formexperiment seiner späten Typoskriptromane. Rabiati in seiner Kritik an der Gegenwartsgesellschaft suchte Schmidt Zuflucht vor den ungeliebten und enervierenden Zeitgenossen im intellektuellen Gespräch mit seiner selbsterwählten literarischen Ahnengalerie. Diese Ahnen kamen freilich nicht immer ungeschoren davon: mal waren sie Gegenstand seines Lobes und seiner Verehrung, mal seines Zornes oder Spotts, wie wir gleich auch beim Fall Dante sehen werden. Immer aber behandelte er seine Schriftstellergenossen wie „mitlebend“, wie er programmatisch in den berühmten Schlußworten des „Vorspiels“ seines Buches *Dya Na Sore* von 1958 formuliert hat:

A., B. und C. (*schwören es zusammen*): Müde vom Durchwandern öder Letternwüsten, voll leerer Hirngeburten, in anmaaßendsten Wortnebeln; überdrüssig ästhetischer Süßler wie grammatischer Wässerer; entschloß ich mich: Alles, was je schrieb, in Liebe und Haß, als immerfort mitlebend zu behandeln! – – – 20. 9. 1958 / Darmstadt i. d. Barbarei. (Schmidt 1958, 12)

Die Wendung „in Liebe und Haß“ ist natürlich zweideutig. Sie kann zum einen besagen, daß Schmidt manche seiner Schriftstellerahnen liebte, und andere haßte; sie mag aber auch signalisieren, daß Schmidt manche von ihnen *sowohl* liebte *als auch* haßte, was man mit Sicherheit von seinem Verhältnis zu Goethe, Stifter, May, Poe und Joyce behaupten kann. Ich will hier Harold Blooms verschiedene „ratios“ in *Anxiety of Influence* und *A Map of Misreading*, die ja alle immer auch von Haßliebe zeugen, nur anzitieren, Bloom aber aus Zeitgründen sonst nicht weiter bemühen. Lieber zitiere ich Schmidt selbst, der in dem Aufsatz „Meine Bibliothek“ einmal über diese „Anxiety“ wie folgt sich Gedanken machte:

Als Erstes sonach: genau so, wie der Umgang mit Menschen, ja ‹Das Ganze Leben› auf einen Verfasser abfärben, *tut dies auch seine Bibliothek!* (Heißt doch ‹lesen› zuguterletzt nichts anderes, als sich mit einem interessanten, oft sogar bedeutenden Menschen gut unterhalten.) Immerfort & überall bilden sich Materiebrücken, werden Gezeitenkräfte wirksam, wird der un= oder schlecht=benützte Einfall eines Vorgängers zur Kraftquelle. Man sei jedoch, ich mahne ganz ausdrücklich, nicht gleich mit dem, fast immer allzu=groben ‹stehlen› bei der Hand. Denn einmal eignet sich notorisch niemand mehr an, als ‹Der Priester› (schon die Erzväter wußten, wie man aus dem ‹Gilgamesch› einen ‹Sintflut=Bericht› nimmt); und zweitens unterscheide man ja sehr genau zwischen den feinen aber deutlichen Stufen etwa dieser Skala:

Zufällige Übereinstimmung

Kryptomnesie

absichtliches ‹Anspielen›, (ob parodierend, ob um des schönen ‹Echoeffekts willen)

bedeutendes Ausbauen eines, vom Originator selbst gering geachteten, 1=Zeilen=Einfalls, [...].

Umbildung, besser machende, einer gänzlich unausgenützten, ja verpfuschten Episode, kann Feines ergeben.

Entlehnung=Umschreibung hat meist auch noch der ‹Erklärungen› genug; (Jugend Erschöpfung Not Alter).

Dann kommt allerdings die *hastig=freche Benützung, die's schlechter macht*, als das Original.

Und schließlich, leider, *das nackte Plagiat* [...]. (Schmidt 1995, Meine Bibliothek, 364)

2

„Nichts anderes,“ schreibt Schmidt, „als sich mit einem interessanten, oft sogar bedeutenden Menschen gut [zu] unterhalten“, das sei das Wesen der Literaturlektüre. So wird Lektüre zum Gespräch, und der Vorgänger und Vorfahr wird zum Zeitgenossen, mit dem man sich als Mitlebendem auseinandersetzt, im Guten wie im Bösen, im Ernst wie im Spiel. Und nicht immer ist es leicht auseinanderzuhalten, wann Spiel zum Ernst, und wann Ernst zum Spiel wird. So ist auch Schmidts drei Seiten langer Brief an Dante in der postum veröffentlichten fiktiven Briefesammlung *Die Wundertüte* zu interpretieren, deren Quintessenz in den Zeilen des Anfangs und des Schlusses zum Ausdruck kommt:

Herrn
Dante Alighieri
Berlin
Reichssicherheitshauptamt
Abt.: Einrichtung von Lagern.

Verehrter Meister!

Ich habe mit größtem Interesse Ihr großangelegtes »Inferno, Handbuch für KZ-Gestaltung« gelesen, und erlaube mir, Ihnen meinen tief gefühlten Dank dafür auszusprechen: der schicke Band gehört auf das Bücherbrett jedes Redlichdenkenden. Der reizende Einfall, Ihre Anregungen unter der Einkleidung einer Führung durch ein ideales KZ vorzutragen, die überall hervortretende einwandfreie Gesinnung, sowie die eindringliche Gestaltung des durchaus originellen Stoffes, sichern dem apart bebilderten Büchlein weiteste Verbreitung. – [...] Wie dankenswert selbstlos ist es doch von der heiligen Kirche – mit ihrer jahrhundertelangen Erfahrung und Praxis in solchen Veranstaltungen – gewesen, gerade Sie aus der großen Schar ihrer Köpfer uns zur Verfügung zu stellen. Nie werden die Denkmale Ihres reichen Geistes – Auschwitz, Dachau, Buchenwald, Belsen – im Gedächtnis der Nachwelt untergehen! Sollte man diese auch einst schließen, werden doch Ihre genialen Anregungen immer wieder anderswo auf empfänglichen Grund und Boden fallen, und stets auf's Neue zeugen von dem, was der Menschengestalt vermag!

Möge die Vorsehung Sie uns noch lange erhalten:
Gelobt sei Jesus Christus / mit deutschem Gruß /

Ihr Arno Schmidt (Schmidt 1989, 6 und 8–9)

Die *Wundertüte*, 1948 in Angriff genommen und mit dem ursprünglichen Arbeitstitel „Antigoethe“ versehen, sollte Schmidts zweites Buch nach dem

Leviathan werden; heute erstaunt es kaum, daß Ernst Rowohlt und sein Lektor Kurt Marek „Bedenken“ (Schmidt 1989, 220) äußerten, diese Textsammlung in der ihnen vorgelegten Form zu veröffentlichen. Viele der Briefe wirken bemüht und satirisch überstrapaziert, und manche sind einfach zu exzentrisch und eigenbrötlerisch, um selbst ein literarisch beflissenes Publikum anzusprechen, geschweige denn andere Leserkreise, was die buntgeschleckte Liste der Adressaten dieser fiktiven Briefe hinreichend bezeugt – zu Dante Alighieri gesellen sich Johann Gustav Droysen, Theodor von Tane [sic!], die heute vergessenen Professoren Carl Bremiker, ein Logarithmentafelspezialist, und George Stewart, Anglist und Romancier, Georg Freiherr von Vega, Johann Gottfried Schnabel, Friedrich Gottlieb Klopstock, der völkische Germanist Walter Ziesemer, und sogar Schmidts eigener Schwager Werner Murawski. Mittendrin hineingezwängt finden wir zudem noch eine von Schmidts romanisierenden Juvenilia, die Erzählung „Die Fremden“. In einer Zeit, in der der deutschsprachige Leser ganz andere Sorgen hatte als ein Sammelsurium an kauzig-bitteren Briefen an un- und halbbekannte Persönlichkeiten zu goutieren (erinnern wir uns: dies ist 1948 geschrieben!), versprach ein solcher Band nicht gerade große Breitenwirksamkeit.

Am 17. Oktober 1948 kommt Schmidt laut Tagebuch seiner Frau Alice der Heureka-Moment, in dem er sich entschließt, einen solchen Band mit fiktiven Briefen zusammenzustellen – wobei der Einleitungsbrief an Dante gehen soll. Bereits am 18. Oktober borgt sich Alice bei der Nachbarin die *Göttliche Komödie*, offenbar eine Ausgabe mit Gustave Dorés berühmten Illustrationen; Alice verzeichnet in ihrem Tagebuch am 20. Oktober: „A steht schon um 7 auf, er könne nicht mehr schlafen & habe eine Menge Einfälle f. d. Brf. Slg. Er arbeitet auch eifrig d. gz. Morgen & liest mir dann, auf meine Bitte, d. Hauptergebnis, den Dante-Brief vor. Bei den Erwähnungen d. einzelnen furchtbaren Martern in Dante’s Inferno hält er sich d. Blätter dicht vors Gesicht. Ich sehe aber doch, daß er weint. Muß dieser Dante ein Reptil gewesen sein!“ (Schmidt 1989, 124).

Diese Worte wählt der Münsteraner Romanist und Dante-Spezialist Ulrich Prill für den Titel des bislang einzigen Aufsatzes zum Verhältnis von Arno Schmidt und Dante Alighieri. Prills Aufsatz ist, wie wir Briten sagen, im Großen und Ganzen „very much to the point“, so daß ich nicht umhin kann, im Folgenden ausführlich auf ihn zu rekurrieren. Schmidts beissender Angriff auf Dante überrage „in seiner Schärfe vieles, was bisher gegen Dante vorgebracht wurde“, stellt Prill fest (Prill 18), die kurze Spanne zwischen Vorsatz am 17. Oktober, Lektüre am 19. oder Morgen des 20. Oktobers und Niederschrift am 20. Oktober zeuge allerdings von einer „spontanen, heftigen und höchst subjektiven Reaktion“, die natürlich schon aus Zeitgründen jeglicher „philologischen Exaktheit oder literaturwissenschaftlichen Objektivität“ ermangeln müsse (Prill 18–19). Dies ist freilich nicht ganz korrekt: Schmidt

kannte das Werk Dantes bereits aus den dreißiger Jahren, hatte aber in den Fluchtwirren seine Bibliothek in Schlesien zurücklassen müssen. Schmidts Jugendfreund Johannes Schmidt berichtet, in den Worten der Gesprächszusammenfassung von Jan Philipp Reemtsma: „Abschließend zum Thema ‚Greiff-Werke‘ sei der Satz Arno Schmidts mitgeteilt: „Uns allen wird einmal die Hölle leicht werden, denn wir haben bei Greiff gearbeitet.“ [Greiff war die Textilfabrik, in der Schmidt zwischen 1934 und April 1940 als Graphischer Lagerbuchhalter arbeitete, R.W.] Dantes ‚Inferno‘ schätzte Arno Schmidt in jener Zeit (anders als später)“ (»Wu Hi«?, 156). Desgleichen lesen wir im *Wundertüten*-Brief an „H. J.“ (= den Görlitzer Jugendfreund Heinz Jerofsky): „34–39 als obskurster Kommis, von einer skrupellosen Firma brutal ausgenutzt und schändlichst entlohnt; dann 6 Jahre Soldat – Dante war nur ein paar Tage in der Hölle“ (Schmidt 1989, 132). Auch wissen wir von dem Erwerbsvermerk in der von Scartazzini herausgegebenen italienischen Dante-Ausgabe in Schmidts späterer Bargfelder Bibliothek: „16. III. 1963 (die gleich Ausgabe, wie einst 1931 in Görlitz gekauft“), daß Schmidt frühzeitig sowohl diese Ausgabe besaß als auch sicher mindestens eine deutsche Übersetzung (in Bargfeld hatte Schmidt später derer zwei, nämlich die von Karl Streckfuß und Bernd von Guseck) (Gätjens 271–72, Eintrag Nr. 620). Prills Befund ist dennoch richtig, daß Schmidts Brief an Dante charakterisiert ist von einer überharschen Polemik; der stilistische Kunstgriff der ironischen Kontrastierung von Konzentrationslagerdasein und „preziösen Adjektiven“ wie „schmuck“, „reizend“, „apart“ steigert in der Tat die beabsichtigte Schockwirkung. Als Romanist und Fachgelehrter beobachtet Prill aber auch, wie Schmidt entweder unfähig oder unwillens ist, Dantes historischen Kontext intentionsgerecht zu berücksichtigen; ich zitiere hier nur zwei Passagen aus Prills stichhaltiger Argumentation:

Das Außerachtlassen der ersten beiden eher theoretischen Gesänge läßt ex negativo einen Rückschluß auf Schmidts Methode der *Commedia*-Deutung zu. Er vernachlässigt bewußt die Einbettung der Infernostrafen in eine übergeordnete theologische Ordnung, die für Dante indes entscheidend ist. [...] Für Dante können die Höllenstrafen aufgrund der soteriologischen Zusage keine sadistische Eigendynamik entwickeln. Schmidt blendet diesen Aspekt aus und behandelt die Wanderung durch die Hölle als isoliertes episches Geschehen ohne eschatologische Relevanz. (Prill 20)

Und, zweites Zitat:

Schmidt bemüht sich mit seiner bewußt unhistorischen Methode gar nicht um einen hermeneutischen Zugriff über den garstigen Graben der Geschichte hinweg auf das von Dante Intendierte. Er will nichts von der *giustizia* wissen, die neben der *misericordia* die Grundstruktur der gesamten *Commedia* bestimmt. Seine

Vorgehensweise behandelt Dante wie einen wortwörtlich zu verstehenden Zeitgenossen, und dadurch sagen Dantes Verse genau das Gegenteil von dem, was sie ursprünglich meinten. (Prill 20)

Nur dadurch, daß Schmidt Dantes Höllendarstellung aus ihrem theologischen Konnex herauslöse, werde es möglich, „die strafende Gerechtigkeit Gottes“ zum „technisch realisierbaren Folterwerkzeug kafkaesker Provenienz“ umzu-
deuten, so Prill (22).

Schmidt war natürlich nicht der einzige Nachkriegsdeutsche, dem die Parallelen zwischen Dantes Hölle und Auschwitz auffielen. In gewisser Weise hätte er sogar manchen Befund anlässlich der Frankfurter Auschwitz-Prozesse vorweggenommen, wenn seine *Wundertüte* denn nur veröffentlicht worden wäre. In „Unser Auschwitz“ bemerkt Martin Walser 1965, „immer wieder taucht in den Zeitungsberichten das Wort ‚Inferno‘ auf. Dante wird beschworen. Schon einer der Herausgeber der Dokumente aus den Prozessen gegen die SS-Chargen von Buchenwald und Sachsenhausen schrieb: ‚Vielleicht hat die Phantasie eines Dante, der die Qualen der Hölle schilderte, die Realität der KZ-Verbrechen erahnt. Oft genug taucht Dante jetzt wieder am Rande der Auschwitz-Prozesse auf. Man spricht von ‚dantesken Szenen‘“ (Walser 189). Freilich, Walser differenziert zugleich: „Nun war aber Auschwitz nicht die Hölle, sondern ein deutsches Konzentrationslager. Und die ‚Häftlinge‘ waren keine Verdammten oder Halbverdammten eines christlichen Kosmos, sondern unschuldige Juden, Kommunisten und so weiter. Und die Folterer waren keine phantastischen Teufel, sondern Menschen wie du und ich“ (Walser 191).

Schmidt war natürlich, das wissen wir von unzähligen Äußerungen im essayistischen sowie fiktiven Werk, rabiat antireligiös und atheistisch eingestellt, und Dante bot sich ihm als christlicher Autor, rhetorisch entsprechend umgemünzt, als perfekte Zielscheibe für „religion bashing“ an. Das gerinnt bei ihm zeitweise zu einem immer wieder angestimmten Leitmotiv, zu einer Art Anti-Dante Mantra; so lesen wir im Funkdialog „Vom neuen Großmystiker“, ausgestrahlt im Hessischen Rundfunk 1958: „und die Feinde werden nach alter guter Dante=Sitte in *die* Höllentöpfe gesteckt“ (Schmidt 1990, 220), oder in „Ach, wie gut, dass niemand weiss...!“ in *Die Zeit* 1964: „Die Methode der Verschlüsselung ist in jedem Falle ein Studium für sich. Von der erhabenen Pampigkeit DANTE’s an, der die Gegner meist ganz kalt bei Namen nennt, und sie mit einer Selbstgerechtigkeit, die durchaus schaudern machen kann, in die einzelnen Höllentöpfe tunkt (ja <stippt>; oder auch kühltruhig <einfriert>)“ (Schmidt 1995, 343). Kein Wunder daher, daß Dante deshalb in *Zettels Traum* in seine Liste von „schreibmdn Sadisten & Masochisten“ gehört (Schmidt 1970, ZT 865 ru).

Je nach Façon konnte Schmidt ein solches Negativbild bei Bedarf jedoch durchaus in sein Gegenteil wenden. So galt Dante für Schmidt zugleich als ein für sein literarisches Werk Verfolgter, und gehörte dementsprechend für diese Eigenschaft in die gesegnete Ahnengalerie; so lesen wir in dem Funkdialog „Müller oder vom Gehirntier“ von 1959: „Sie wissen ja selbst, wie die guten Leute, von Aristoteles über Dante, Bruno, Schiller, Joyce, Undsowweiter, zur Zeit ihres bißchen Lebens *emigrieren* müssen; vor *Gericht gezerrt* werden, gegebenenfalls *verbrannt*; im *Gefängnis* landen oder im *Irrenhaus* – (mit kaltem Spott): Hundert Jahre später freilich nennen sie dann Straßen nach ihnen, und verteilen Literaturpreise in ihrem Namen“ (Schmidt 1990, 272).

Wie auch immer man sich zu Schmidts Äußerungen über einen Schriftsteller wie Dante stellt, zustimmend oder ablehnend, wichtig für unser Verständnis bleibt, um seiner verlautbarten Intention gerecht zu werden, daß wir stets seiner „bewußt unhistorischen Methode“ und seines „statischen Geschichtsbildes“ eingedenk bleiben, wie es Prill und Postma richtig diagnostiziert haben (Prill 20; Postma 54) und wie es Arno Schmidt ja selbst in dem *Dya Na Sore*-Vorspiel explizit macht, wo er programmatisch ankündigt, „Alles, was je schrieb, in Liebe und Haß, als immerfort mitlebend [...] behandeln“ zu wollen. Und es ist genau dieses statische Geschichtsbild, diese bewußt mit der (Literatur-)Geschichte spielende Attitüde, die Schmidt in einigen seiner ironie- und humorreichsten Erzählungen zur Schau stellt, die man – wie ich hier skizzieren möchte – als spielerische Kontrafakturen von Dantes *Commedia* lesen kann.

3

Wie könnte man, von der religiösen Allegorik einmal abgesehen, Dantes *Inferno* auf seine inhaltliche Minimalstruktur verkürzen? Ich möchte dazu zwei Varianten vorschlagen. Variante 1 lautet: ein lebender Dichter wird von einem bereits toten Dichter durch die Unterwelt geführt; Variante 2 ist eine leichte Modifikation davon: ein lebender Dichter, der Klassiker werden will, wird von einem toten Dichter, der bereits Klassiker ist, durch die Unterwelt geführt. Genau diese – zugegebenenermaßen hier arg reduzierte – Grundstruktur legt Arno Schmidt zwei seiner frühen Erzählungen zugrunde. Obwohl Dante in keinem dieser zwei Texte, „Tina oder über die Unsterblichkeit“ von 1956 und „Goethe, und Einer seiner Bewunderer“ von 1957, genannt oder gar direkt zitiert wird, steht er bei beiden als Ahne und Bezugspunkt im Hintergrund. Prill geht hierauf nicht ein, im Gegensatz zu den zwei Schmidt-Exegeten Dieter Sudhoff und Josef Huerkamp, die in ihren

Analysen zur „Tina“ das Verhältnis anschneiden, aber leider nur en passant abhandeln.

Wir wissen, wie wir oben sahen, daß sich Schmidt Ende der vierziger Jahre, und somit nur wenige Jahre vor Abfassung dieser beiden Stücke, erneut mit Dante auseinandergesetzt hatte, wenngleich in stark polemischer Absicht. Dantes *Göttliche Komödie* zählte für Schmidt aber nicht nur zur Kategorie KZ-Vorwegnahme, als die sie in der *Wundertüte* präsentiert wird, sondern auch zur Klasse „Großer Haßgesang“, zu deren Beschreibung er erneut in seinem *Zeit*-Artikel „Das Geheimnis von *Finnegans Wake*“ die übliche Mantra bemüht; wir lesen:

C. (*aufmerksam*): Darf ich mir's, ganz flink, am Beispiel DANTE klar machen?

: Aha! Die hoch=mythische <Kulisse>. / Alles, was er an Toten oder Zeitgenossen nicht leiden mochte, steckt in irgendeinem, genial=widerlich beschriebenen, <Höllening>. (Schmidt 1990, 443)

Dante gehörte allerdings auch, man atme auf, in eine von Schmidts Lieblingskategorien, nämlich der von ihm so genannten Gattung der Hohlwelten-Literatur. Die Fortsetzung der oben zitierten Erinnerung Johannes Schmidts lautet: „Dantes *Inferno* schätzte Arno Schmidt in jener Zeit (anders als später) – allerdings vornehmlich als Hohlwelt-Gedankenspiel, zusammen mit Holbergs *Niels Klim* und Jules Vernes *Reise zum Mittelpunkt der Erde*. Hohlwelt-Theorien“, fügt Reemtsma noch an, „wurden oft zwischen Johannes Schmidt und Arno Schmidt diskutiert“ (»Wu Hi«?, 156–57). In „Tina“ zitiert Schmidt freilich, und bezeichnenderweise, nur jene zwei anderen Vertreter dieser Gattung, nämlich Holberg und Verne: Dante wird, sei's bewußt zur Vertuschung des intertextuellen Verhältnisses zum Prototext, sei's unbewußt als Freudsches – und Harold Bloomsches – Symptom der Verdrängung der literarischen Vaterfigur, ausgespart. Wir lesen über diese mysteriöse Totenunterwelt, mehrfach im Text „Elysium“ genannt:

Jede Stadt also eine Riesenhöhle für sich; ein paar hundert Kilometer weiter die nächste, durch lange Untergrundbahnen sparsam miteinander verbunden. Aus sprachlichen Gründen die antiken Leute für sich; Asiaten, die Russen natürlich auch. – Na, das konnte sie mir ja dann alles noch, an den kommenden Mittagen, hinterher, verklären).

Halt; dies noch: »Also haben Holberg (Niels Klim) oder Jules Verne (Voyage au Centre de la terre) angedeutet, daß...?«. Sie nickte bestätigend: »Die waren Alle mal hier. [...] Diese ganzen Sagen von ›Gnomen‹, ›Hohlen Bergen‹, geht alles auf uns zurück.« Hephaistos, Orpheus & Eurydike, Nekia, sogar Empedokles. Auch Tieck (Reise ins Blaue hinein): »Der hat schon fast zuviel verraten!« (Schmidt 1986, „Tina“, 187)

Diese „sie“, die ihm das alles später noch „verklaren“ kann, ist die Titelfigur Tina, gebürtige Kathinka Zitz-Halein, mit den Lebensdaten 1801 bis 1877, vormalig Verfasserin leichter Lektüre, hier in ihrem Nachleben in eine sexbesessene 154-Jährige in jugendlichem Körper verwandelt. Sollte diese vor Sinnlichkeit Strotzende Schmidts zynische Travestie auf Dantes Beatrice, diese ätherische Himmlisch-Reine, darstellen, oder auf die noch rätselhaftere Figur der Matelda? Die Bezüge sind zu diffus, um eindeutige Zuordnungen zuzulassen. Schmidts Absicht war es *nicht*, Dantes *Commedia* im Detail nachzugestalten. Es handelt sich vielmehr um eine Art atheistisch-post-rationalistischen Gegenentwurf zur christlich-mittelalterlichen Allegorik Dantes. Eindeutiger ist das Pendant zu Dantes Vergil: der mehrfach explizit als „mein Führer“ („Tina“ 170, 171) bezeichnete „Fischer“ geleitet Schmidt Vergil-gleich ins Elysium der Toten unter Darmstädter Boden, und zwar per einen in einer gewöhnlichen Litfaßsäule untergebrachten Aufzug, dies nachdem Schmidt sich an einer Gruppe Schulmädchen – „schwarze enge Hosen; Spitzbrüste voller Ungedeih“ („Tina“ 167) – vorbei navigiert hat, die von Ferne an Dantes Löwe, Wölfin und Leopard, letzterer ein Symbol der Lust, gemahnen. Jener Fischer ist, wie sich bald herausstellt, Christian August Fischer, der von 1771 bis 1829 auf Erden weilte, bevor auch er sich hier drunten auf sein zweites verlängertes Dasein einstellen mußte. Verfasser seichter Literatur unter den Pseudonymen Christian Althing und Felix von Fröhlichsheim war Fischer Schmidt untergekommen vor allem als Herausgeber der 1821 veröffentlichten „erste[n] umfassende[n] Cooperausgabe bei Sauerländer“ („Tina“ 174). Die Initialbegegnung Schmidts und Fischers in einer oberirdischen Apotheke gestaltet sich wie folgt:

»Schriftsteller?«: der Lodengrüne hatte mir zuvorkommend die Tür offen gehalten. Ich antwortete nicht; sah ihn nur mißbrauisch an; entweder Schwätzer oder Kollege, also halb Deubel halb Satan. Murmelte ich demnach ein gekürztes Abweisendes. Aber er blieb rüstig neben mir.

»Richtig: ich kenne den Namen. – Ach, alles, was keinen Namen hat, ist glücklich.« Meinte er schwermütig (aber um eine entscheidende Spur zu eingebildet; hielt sich wohl auch für'n großen Mann). („Tina“ 167)

Mit der Klage „Ach, alles, was keinen Namen hat, ist glücklich“ spielt Fischer hier, für die Ich-Erzählfigur Schmidt sowie für den Leser noch nicht durchschaubar, auf das Wesensprinzip dieser Unterwelt an: Verstorbene leben hier „unten“ solange weiter, wie sie „oben“ in der Erinnerung und der Schrift „akustisch oder optisch“ („Tina“ 174) weiterleben. Je größer der Ruhm also im ersten Dasein, desto länger das Nachleben, und Nachsehen, im zweiten. Obgleich als Elysium bezeichnet, und nicht als Ort des Leidens angelegt, kann die „Tina“-Unterwelt durchaus zur Tortur werden; auch wenn die Verstorbenen keinen Dantesken Höllenqualen ausgesetzt werden, stirbt man,

wenn man „oben“ entsprechend berühmt ist, unten fast buchstäblich vor Langerweile, ohne doch „ins Nichts eingehen“ („Tina“ 184) zu dürfen. Der Übergang in den endgültigen Tod wird nur demjenigen gestattet, dessen Erinnerung „oben“ völlig ausgemerzt ist; „Nietzsche ist von seiner ›Ewigen Wiederkunft‹ ganz schön abgekommen“ („Tina“ 175), erzählt Fischer dem Besucher deshalb nicht ganz ohne Häme. Und nicht umsonst versteckt sich auch der Cooper-Biograph Fischer, sobald er gewahr wird, wie James Fenimore Cooper sich auf der Straße nähert. Der Ich-Erzähler wird wenig später erleben, wie ein anderer deutscher Autor von seinen historischen Romanfiguren erbarmungslos gejagt wird:

Trotz seines zweispitzigen Vollbartes flitzte der Kerl wie ein Wiesel; schlug Haken; durch Vorgärten; die Zehn mit Knütteln immer hinter ihm her! [...] »Die Könige der Goten« erläuterte [Fischer] mir auf Anfrage gleichmütig: »Sind wieder mal hinter Felix Dahn her – na, er ist ja behördlicherseits bei Bewilligung der Einreisegenehmigung ausreichend darauf hingewiesen worden. („Tina“ 177)

Das erklärt auch die zunächst wunderlich anmutenden Bemerkungen Fischers, wie etwa die beiden folgenden Passagen:

Das Standbild: [...] Ohne Inschrift. : ? : »Jener nie genug zu verehrende Omar, der seinerzeit die Bibliothek von Alexandria verbrannte.« »Aha« sagte ich verständnislos. („Tina“ 172)

Gefaselgefasel: Bücher ohne Titelblatt rausgeben, ein ›Fortschritt‹; der Verfasser des Nibelungenliedes wäre ›ein schlauer Hund‹ gewesen; und so ging das impotente Gelulle straßenlang neben mir weiter.

»Ein Rat: schreiben Sie wenig; oder, noch besser, gar nicht mehr! Dann leben Sie unangefochten auf Erden und brauchen sich auch nach dem Tode nicht mehr zu schinden.« („Tina“ 168)

Lebende werden „alle 10 Jahre einmal“ eingeladen, „dieses ›Fortleben nach dem Tode‹ mal in natura zu sehen“ („Tina“ 169), erfahren wir später. Das resultiert in den oben erwähnten „Sagen von ›Gnomen‹, ›Hohlen Bergen‹“ oder, anders ausgedrückt, in den unzähligen Unterweltsphantasien der Weltliteratur, Dantes Inferno inklusive.

Schmidts Erzählung „Tina oder über die Unsterblichkeit“, die zweifelsohne zu seinen humor- und einfallsreichsten Werken gehört, ist nicht ohne Grund einer der Lieblingstexte vieler Schmidt-Aficionados. Man goutiere nur eine Stelle wie die folgende:

(*Die Fluchviertelstunde:* Jeder muß täglich 15 Minuten lang seinem Biografen fluchen; Rezensenten; auf Goedeke; sämtliche Auflagen des Brockhaus, den ersten ganz großen Meyer, Leser und Heimatforscher ... („Tina“ 182)

Heute können wir die Erfinder des Internets und von Wikipedia hinzufügen, sowie Sprecher auf literaturwissenschaftlichen Tagungen und Verfasser literaturwissenschaftlicher Aufsätze wie der hier vorliegenden, die wir allesamt schlaflose Nächte haben müßten, würden wir je Schmidts „Tina“ ernst nehmen.

Die Moral von Schmidts *Geschicht'* lautet vielleicht, daß auch in einer säkularisierten Welt, sowie Unterwelt, das Überdauern zum Höllenspektakel werden kann. So formuliert klingt dies fast wie ein *remake* von Sartres existentialistischem Stück *Huis clos* von 1944/45, in der die Hölle stets „die anderen“ sind. Aber auch wenn der frühe Schmidt durchaus seine existentialistische Ader hatte – man denke insbesondere an seine früheste Erzählung *Leviathan* –, „Tina“ scheint mir kein Text mit einem peinigenden existenzphilosophischen Grundbaß zu sein. Und nicht unähnlich wie Dantes fiktiver Gang in die Unterwelt mit einer moralischen Botschaft für und Warnung an die Zeitgenossen einhergeht, hält Sartres existenzphilosophisches Spiel mit Tod und Nachleben, sowohl in *Huis clos* als auch in *Les jeux sont faits*, seinem Leser den warnenden Zeigefinger vor. Schmidt kontert und konterkariert diesen Ernst mit einer fast beschwingten und allemal sorgloseren Attitüde, die den Tod weniger zur Qual als zur lästigen Plage werden läßt für alle diejenigen, die in ihrem Erdenleben literarische und künstlerische Ehren anstreben. Damit wird Schmidts Erzählung sowohl zur zynischen Ermahnungsfiel wie auch zur süffisanten Selbstpersiflage:

Was ist demnach das beste Rezept für ein Erdenleben überhaupt, oben wie unten ? : »Aufs Dorf ziehen, Doof sein, Rammeln. Maul halten. Kirche gehen. Wenn n großer Mann in der Nähe auftaucht, in n Stall verschwinden [...] Gegen Schreib- und Leseunterricht stimmen; für die Wiederaufrüstung : Atombomben !«.

»Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben« murmelte ich.

»Sehr richtig!« versetzte [Tina] nachdrücklich : »also Nachteil !«. („Tina“ 186)

Interessanterweise wäre aus Schmidts elysischer Warte der Clou natürlich der, daß Dante ein infernalisches Eigentor geschossen hätte: indem er dafür Berühmtheit erlangt hat, daß er seine Gegner auf ewig in die „genial=widerlich beschriebenen, <Höllennringe>“ versetzt, verdonnert er sich in Schmidts Elysium zur Strafe der ewigen Langenweile. Sowohl Dante als auch Schmidt engagieren damit, wenngleich mit entgegengesetzter Motivation, das Prinzip des *contrappasso*, der passenden Wiedervergeltung für begangene Untaten. Wenn in Dantes Hölle die Sünder spezifische sündengerechte Qualen über sich ergehen lassen müssen, so muß in Schmidts Unterwelt der Mensch, je bekannter er „oben“ ist, „unten“ dafür um so länger büßen. Dementsprechend lautet es bei Dante im Dritten Gesang:

Sie dürfen nimmermehr den Tod erhoffen,
Ihr stumpfes Leben ist so grau und trübe,
Daß jedes andre Los sie besser dünkt. (3.46–48)

In Konkurrenz zu Edgar Allan Poe in „Tina“ mag Dante also allenfalls noch eine weitere Möbelfachhandlung aufmachen, um sich in den ewiglangen Jahren des elysischen Daseins die Zeit zu vertreiben, bis er und seine *Commedia* endgültig der Vergessenheit anheim gefallen sind. Natürlich ist Schmidts Warnung an seine Zeitgenossen keine ernstzunehmende – der Erfinder des Wikipedia braucht sich nicht um sein grau-stumpfes Nachleben zu besorgen; in unserer säkularisierten Welt erkennen wir Schmidts Elysium für das, was es ist, nämlich burleske Fiktion statt abgründige Verdammnis oder seligmachende Heilsversprechung.

4

Im bislang einzigen Buch, das allein „Tina“ gewidmet ist, Josef Huerkamps *Satyrspünge*, hat es dieser Schmidt-Spezialist ganz passend formuliert, als er dazu den Untertitel „Arno Schmidt mit seinem Capriccio *Tina* oder über die Unsterblichkeit“ wählte. „Capriccio“ bedeutet laut Wahrigs *Deutschem Wörterbuch* „ein heiteres, eigenwilliges Tonstück; Laune, Grille“ (Wahrig 1997, 324). Das Grillenhafte dieses Stücks wird durchgängig von einer für Schmidt sonst untypischen Heiterkeit begleitet. Huerkamp bemerkt daher völlig richtig: „Zu den offenbaren Vorzügen der „Tina“ zählt mithin neben ihrer Kürze ihre Transparenz, die klare Konstruktion und ihre leichte Verständlichkeit, was bei einem seit seinen Publikationsanfängen als ‚schwierig‘ geltenden Autor doch überraschend war“ (Huerkamp 7). Ebenso transparent und klar konstruiert, und nicht minder burlesk, aber dafür in seinem Anspielungsreichtum nicht immer gleich gut verständlich, da prall gefüllt mit unzähligen literarhistorischen Spitzen und Spitzfindigkeiten, ist die zweite Geschichte „Goethe, und Einer seiner Bewunderer“ (Schmidt 1986, „Goethe“). Hier wird die danteske Grundsituation auf den Kopf gestellt: statt daß wie in der *Commedia* und „Tina“ der lebende Poet in die Hölle absteigt, steigt ein verstorbener Klassiker in die Gegenwartswelt auf – für ganze 15 Stunden: „Endlich war es gelungen, Tote wieder lebendig zu machen,“ heißt es gleich zu Beginn; „oder, präziser ausgedrückt: Leute, die das erste Leben und den ersten Tod erlitten hatten, auf kurze Zeit wieder zurückzurufen [...]. – Natürlich hatte es mit den Unsterblichkeitstheorien des Christentums nicht das geringste zu tun“ („Goethe“ 191). Und statt daß wie bei Dante der

Klassiker den Führer macht, fällt bei Schmidt dem Gegenwartsmenschen diese Rolle zu:

Das war es nämlich : jeder Revenant mußte selbstverständlich ›geführt‹ werden! (›Zur Austarierung des Zivilisationsgefälles‹, wie es sich vornehm=offiziell eingebürgert hatte; also, plan gesagt: um allzu häufiges Überfahren- und Verhaftetwerden zu vermeiden; dem ›Alten‹ konnte zwar nicht viel passieren, aber es ging kostbare Zeit verloren; für den ›Führer‹ wurde eine zusätzliche, auf 24 Stunden befristete, Lebensversicherung abgeschlossen. („Goethe“ 191)

Ausgerechnet Goethe, dem größten deutschen Klassiker, fühlt sich in der Akademie aber niemand gewachsen: diesen Revenant will keiner führen – bis die Reihe an Arno Schmidt kommt. Ihre Begegnung gestaltet Schmidt zu einer fulminanten 30-seitigen Gegenwartssatire-cum-Karikatur; ein Beispiel stellvertretend für viele:

Die besten deutschsprachigen Autoren seit Deinem ersten Tode? : die Frage hatte ich gefürchtet! (Mich natürlich auch kurz, *sehr* kurz, darauf vorbereitet. Dennoch mußte ich ächzen, wie immer, wenn ich mir das Thema nur vorstellte! – Er lehnte audienzen zurück, und genoß Alles [...]

Avanti!: »Heine«. – Er runzelte ganz leicht die Zeusstirn. [...] Stifter, Raabe. / (Der Teufel stach mich, und ich gab Gustav Freytag zu). / Gottfried Keller: »'n Schweizer. Aber trotzdem.« / Storm [...] Nietzsche, Hauptmann, Stramm, Däubler, Brecht, Albert Ehrenstein. Döblin, Jahn, Kreuder. [...] Werfel. Musil, Edschmid. / Pause. / Achselzucken : »Vom Material her vielleicht noch Fallada, düster und ehrlich.« / Pause. Pause. / : »Schmidt.«

»Schmidt ? ? – – : *ach so*« sagte er gnädig, als ich stumm auf mich wies... („Goethe“ 204)

An anderer Stelle lesen wir, nicht irrelevant für unsere sowohl Dantesche als auch Weimarer Perspektive:

(Es ist ja nicht immer ein Lob, von einem Land zu rühmen, daß es die Wiege großer Männer gewesen sei. Dazu gehört zumindest noch der Nachweis, daß es auch ihr Grab war; und selbst das wirkt wenig befriedigend, falls der verehrend zu ihnen Pilgernde immer wieder nach irgend einem Buchenwald gewiesen wird ... („Goethe“ 216)

Nicht nur werden die dunkelsten Seiten der deutschen Gegenwartsgeschichte vor Goethe solcherart ausgebreitet, Schmidt zeigt die Gegenwartsgesellschaft der Adenauerrepublik, in der sich der Revenant und sein Führer ja bewegen, als beinahe ebenso beklemmend orkusartig wie Dantes Höllenkreise:

Vor schwarzen Bänken stehen. [...] (Unten; im Eisenleib des Bahnhofs). Da wurde ihm doch langsam unheimlich; wie sich Scheiben an Blechgurten hoben; Züge hinausflossen; Gesichter vorbeitrieben (die man nie mehr sehen würde! Und alles rasch : nix Postkutsche!) / [...] Masken visierten über Zeitungen (aus ihren D-Zügen ; Orionnebel von Zigarettenrauch ; die Neonröhre diesmal quer überm Kopf). Oberkörper schliefen steif in Mänteln : so hatte er's noch nicht gesehen ! Unter eisernen Zenithen.
Treppauf zurück. Er überlegte sichtlich. Er murmelte : »I'm sorry for you.«
(„Goethe“ 217)

5

Laut Wahrig ist eine Kontrafaktur eine „Umdichtung eines Gesangstextes (oft eines weltlichen in einen geistlichen oder umgekehrt) unter Beibehaltung der Melodie [< lat. *contrafactus* ‚umgewendet, ins Gegenteil verkehrt‘]“ (Wahrig 759). In Schmidts „Tina oder über die Unsterblichkeit“ und „Goethe, und Einer seiner Bewunderer“ erleben wir genau dies, nämlich die säkulare Umdichtung von Dantes Gang durch die Unterwelt mit christlich-soteriologischer Zielsetzung – „unter Beibehaltung der Melodie“. Freilich, Dantes Höllengang ist selbst schon eine sakralisierende Kontrafaktur des klassischen heidnisch-mythologischen Rahmenthemas des Abstiegs in die Hölle, wie es Dante insbesondere bei Vergil vorgefunden hatte, den er nicht grundlos für sich als Führer reklamiert.

Den Begriff des Rahmenthemas entlehne ich hier vom Kunsttheoretiker Jan Bialostocki, für den der bedeutendste Prozeß in der Entwicklung der Ikonographie des 19. Jahrhunderts die „Verweltlichung alter Rahmenthemen“ war, besonders aber religiöser (Bialostocki 220). Eine solche Verweltlichung eines alten christlichen Rahmenthemas finden wir beispielsweise in der Umgestaltung der Madonna zur Dirne, als deren vielleicht berühmtestes Beispiel in der Literatur und Kunst des 19. Jahrhunderts die Figur der Nana zählen mag, wie sie sich uns in Werken von Emile Zola und Edouard Manet darbietet. Im gleichen Maße wie die Madonna säkularisiert wird, erscheint zugleich die Hure sakralisiert. Diese Tendenz zur Säkularisierung, und letzthin auch Banalisierung, klassisch-mythologischer oder christlicher Rahmenthemen setzt sich im 20. Jahrhundert weiter fort. Ein mir als Joyce-Kenner besonders nahe stehendes und berühmtes Beispiel ist natürlich dessen Reinszenierung der klassischen Odyssee, bei der der antike Held und Abenteurer Odysseus sich zur Figur des bieder-bürgerlichen Annoncenakquisiteurs und Alltagsmenschen Leopold Bloom verpuppt, dem in der „Cyclops“-Episode statt des Felsen des Polyphem eine simpelst banale Keksdose nachgeworfen wird. Wenn Leopold Bloom natürlich auch dafür bekannt ist, daß er in der „Calypso“-

Episode auf dem Lokus sitzt, statt im Orkus zu verweilen, und der in der „Ithaca“-Episode gemeinsam mit Stephen Dedalus um die Wette uriniert, so finden wir diese Betonung der „so verlogen=vernachlässigten Fäkal- und Urogenitalsfäe“, wie es in „Tina“ heißt (176), bei Schmidt fortgesetzt nicht nur im recht graphisch dargestellten Geschlechtsakt zwischen Tina und dem Ich-Erzähler, sondern auch in dessen Not zum Stuhlgang nach den zu viel genossenen Linsengerichten. Was Dante, Joyce und Schmidt somit auch gemeinsam haben, ist der scheinbar obligate, aber allemal burleske Furz, bei Dante zu hören am Ende des 21. Inferno-Gesangs, als der Hauptmann „blies auf dem Hintern die Trompete“ (21.139), bei Joyce in der wunderbaren Passage am Ende der „Sirens“-Episode, als Bloom die vorbeifahrende Straßenbahn nutzt, um den Lärm seiner Blähungen zu kaschieren, und bei Schmidt in der „Tina“ („*Zwanzig Meter entfernt*, hinter einer Buschreihe : die Linsen ! (Während er Schmiere stand : meingott, was n Krach ich machte“; „Tina“ 183) sowie im „Goethe“, wo man erfährt, daß sich die Sitten seit Goethes Lebzeiten gebessert haben sollen („*Neinein, wir würden ›besser‹ !* : Zoten und anstößige Gebärden verschwunden. [...] Die Fleischer und Konditoren peinlich sauber. / Keiner säße mehr und popelte. / Oder forzte widerwärtig : Alle gingen ins verdunkete Klo“; „Goethe“ 211–12).

Auf dieser gemeinen Melodie sollte ich diesen Aufsatz natürlich nicht ausklingen lassen; stattdessen will ich einen letzten kurzen und nochmals kontrafaktischen Seitenblick auf Dante und Schmidt werfen, nämlich ihrer beider Anliegen der *vanitas*, der *memoria* und der daraus hervorgehenden Vergänglichkeitsklage, der *memento mori*, die zusammen eines der wichtigsten Rahmenthemen der Kunst- und Literaturgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart bilden. Bei Dante spricht Beatrice Vergil im 2. Gesang des „Inferno“ mit den folgenden Worten an:

O Feiner du, den Mantua geboren,
Den noch die weite Welt bis heute rühmt
Und rühmen wird, so lang sie selbst besteht... (2.58–60)

Im 29. Gesang lesen wir sodann, als sie an einer Gruppe Verdammter vorübergehen:

Der Meister neigte leise sich zu mir
Und sagte: Sprich mit ihnen, was du willst.
Und als er sich gewendet, sagte ich:
Soll euer Angedenken nicht vergehn
In Menschenherzen droben auf der Welt,
Und soll es manchen Tag noch überdauern,
So sagt mir, wer ihr seid und welchen Stammes. (29.100–106)

Diesen Wunsch, daß man gerühmt werde, solange die Welt besteht, und daß man „in Menschenherzen droben auf der Welt“ überdauern möge, nimmt Schmidt in „Tina oder über die Unsterblichkeit“ auf die Schippe – in seiner Persiflage verurteilt jeder Nachruhm „oben“ den Menschen nur zur ewigen Langenweile „unten“. Und doch ist Schmidts Attitüde auch eine zwiespältige, sucht Schmidt doch mit Werken wie der „Tina“ gerade auch den Ruhm zu erlangen, an dem es ihm in den fünfziger Jahren noch ermangelte. Das entlarvt natürlich auch Dante: diskreditiert dieser aus christlicher Warte die Ruhmsucht im Temporalen, ist es gerade dieser weltliche Ruhm, den sich Dante insbesondere durch die Beschreibung seiner Hölleninsassen sicherte. Für beide, für Dante wie für Schmidt, wird Schreiben zur Garantie für das Überleben nach dem Tode. Das Schreiben führt zu jener Unsterblichkeit im kulturellen Gedächtnis, auf die sich der Untertitel von Schmidts Erzählung bezieht. Sollten sich aber Dante, dessen *Göttliche Komödie* von Namensnennungen nur so strotzt, und Schmidt, der Verfasser unzähliger Funkessays und Artikel über bekannte und unbekannte Autoren des 18. und 19. Jahrhunderts, der Übersetzer etlicher Werke der angelsächsischen Literatur, und der Meister der offenen und versteckten intertextuellen Zitatkunst, je in einer „Tina“-ähnlichen Nachwelt begegnen, so werden sie eines gemein haben, nämlich die rekordbrechende Zahl ihrer Verfolger. Felix Dahn und Genossen lassen grüßen.

Bibliographie

Quellen

- Dante Alighieri: Dantes Göttliche Komödie. Das Hohe Lied von Sünde und Erlösung. Übertragen von Hermann A. Prietze. Heidelberg 1952.
- Schmidt, Arno: Dya Na Sore. Gespräche in einer Bibliothek. Karlsruhe 1958.
- Ders.: „Goethe, und Einer seiner Bewunderer“. In: Bargfelder Werkausgabe. Werkgruppe I, Bd. 2, Zürich 1986, 189–220.
- Ders.: „Tina oder über die Unsterblichkeit“. In: Bargfelder Werkausgabe. Werkgruppe I, Bd. 2, Zürich 1986, 165–87.
- Ders.: Arno Schmidts Wundertüte. Eine Sammlung fiktiver Briefe aus den Jahren 1948/49. Hrsg. von Bernd Rauschenbach. Zürich 1989.
- Ders.: „Das Geheimnis von *Finnegans Wake*“. In: Bargfelder Werkausgabe. Werkgruppe II, Bd. 2, Zürich 1990, 443–74.
- Ders.: „Müller oder vom Gehirntier“. In: Bargfelder Werkausgabe. Werkgruppe II, Bd. 2, Zürich 1990, 243–84.

- Ders.: „Vom neuen Großmystiker“. In: Bargfelder Werkausgabe. Werkgruppe II, Bd. 1, Zürich 1990, 207–33.
- Ders.: „Ach, wie gut, dass niemand weiss...!“ In: Bargfelder Werkausgabe. Werkgruppe III, Bd. 4, Zürich 1995, 340–46.
- Ders.: „Meine Bibliothek“. In: Bargfelder Werkausgabe. Werkgruppe III, Bd. 4, Zürich 1995, 361–68.
- Ders.: Zettels Traum. Stuttgart 1970.

Literatur

- Bialostocki, Jan: Stil und Ikonographie. Studien zur Kunstwissenschaft. Köln 1981.
- Gätjens, Dieter: Die Bibliothek Arno Schmidts. Ein kommentiertes Verzeichnis seiner Bücher. Zürich 1991.
- Huerkamp, Josef: Satyrspünge. Arno Schmidt mit seinem Capriccio *Tina oder über die Unsterblichkeit*. Darmstadt 1997.
- Postma, Heiko: Aufarbeitung und Vermittlung literarischer Traditionen. Arno Schmidt und seine Arbeiten zur Literatur. Diss. Phil., Hannover 1975.
- Prill, Ulrich: „Muss dieser Dante ein Reptil gewesen sein!“ Anmerkungen zu Arno Schmidts Brief an Herrn Dante Alighieri. In: Mitteilungsblatt der Deutschen Dante-Gesellschaft (Juni 1991), 18–24.
- Sudhoff, Dieter: Arno Schmidt und Tina oder über die Unsterblichkeit. Versuch zur Sichtbarmachung eines Prosastücks. In: Arno Schmidt – Das Frühwerk III. Hrsg. von Michael Matthias Schardt. Aachen 1989, 22–37.
- Wahrig, Gerhard: Wahrig. Deutsches Wörterbuch. Gütersloh ⁶1997.
- Walser, Martin: Unser Auschwitz. In ders.: Deutsche Sorgen. Frankfurt 1997, 187–202.
- »Wu Hi«? Arno Schmidt in Görlitz Lauban Greiffenberg. Hrsg. von Jan Philipp Reemtsma und Bernd Rauschenbach. Zürich 1986.